

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 50 (1942)

Heft: 19: Grenzsanitätsdienst

Artikel: Pestverordnungen im alten Luzern

Autor: Schnyder, Franz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-546610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wasser dahingleitet und das das Meer jenseits der Marmara-Inseln der heiligen Erde zuträgt...

Die Tage vergehen, und das Leben lebt sich ein. Das Schiff ist ein grosses arabisches Dorf. Der Friseur arbeitet unter freiem Himmel, auf dem Deck, und die Wäsche trocknet auf dem Tauwerk.

Zu den Gebetsstunden holen sich alle das Wasser für die vorgeschriebenen Waschungen. Mit ihren Giesskannen und kleinen Eimern laufen sie wie grosse, bärtige Kinder, die am Strand ihre Sandkuchen backen wollen.

Endlich erscheint Port Said mit seiner grünen Bronzestatue von Lesseps, die freistehend zwischen den beiden Kontinenten aufgerichtet ist, und mit seinen Händlern, die von ihren Barken aus rings um das Schiff herum ein buntes Gewebe mit dem Hin und Her ihrer Binsenkörbe, ihrer Cabas, ziehen.

Der Kanal mit seinem einsamen Hinterland und den blanken, stahlgrauen Seen.

Und das Rote Meer.

Bis zur Spitze des Sinai ist es ein grosser, blauer Kanal, links eingefasst von den ausgedörrten Bergen der Halbinsel, von diesen braunen Bergen, von der Sonne zerrissenen Felsen, auf denen kein Fleckchen Grün dem Auge Erholung bietet, und rechts von den andern Bergen hinter trostlosen Abhängen. Einsam richtet der Sinai seinen Kegel hinter Tor auf, dieser Sinai, auf dem Moses mit Gott sprach...

Plötzlich gleiten wir hinein in die Szenerie der Bibel.

Hinter jenen Bergen, nicht weit vom Toten Meer, träumen Sodom und Gomorrha immer noch ihren unter der Asche verschütteten Traum. Dort ist das Königreich Davids, und jene Herden, die gerade das magere Gras der Wüste abweiden — sind es nicht die Herden des Jethro?

Nichts hat sich hier verändert, denn dieses allzu arme Stück Erde hat die Menschen nicht gereizt. Die Wüste ist so geblieben, wie sie damals war, als die Königin von Saba sie durchquerte, um den König Salomo zu besuchen.

Und ich verstehe plötzlich die Erregung, die sich all meiner Reisebegleiter beim Anblick dieser immer noch unveränderlichen Gegenden bemächtigt, in der die Bibel und der Koran sich mit dem Evangelium treffen. Liegt nicht das Grab des heiligen Johannes des Täufers in der Moschee von Damaskus, unter der frommen Bewachung der Muselmänner?

Sie finden hier eine verlorene Heimat wieder, die Erde, die ihre Väter mit einem schönen Erobererwahn im Herzen verlassen haben. Sie entdecken hier nicht irgendein neues Land, sondern sie nehmen wieder Kontakt auf mit dem Boden, auf dem sie geboren sind, mit dem Boden, der trotz aller Trostlosigkeit doch Generationen ihrer Voreltern ernährt hat und der Beschützer ihrer Gräber ist.

Das ist kein unbekanntes, neues Land, das sich vor ihnen auftut. Sie erkennen die Atmosphäre ihres Volkes wieder, woran die Erinnerung, durch Atavismus, treu in ihrer Seele eingepflanzt blieb.

Alle beugen sich hinüber nach diesem Ufer, das sich in der Nacht verliert und auf dessen Klippen kein Leuchtturm aufleuchtet.

In einigen Abschnitten erzählt Barois, wie Gebete mit ihrem Gesang die Schiffsräume, die Zwischendecks erfüllen, wie die Gebete an den Laufbrücken und den Promenadendecks entlang laufen: «Lebek, Allahoumma Lebek, la charika laka!...» und berichtet dann die Ankunft in Dschidda.

«Endlich erscheint beim Aufgang der Sonne, wie eine Spiegelung, Dschidda, zu dem der Zutritt versperrt ist durch weisse Korallenriffe, die das Schiff zwingen, auf der Reede Anker zu werfen — dieses Dschidda, das von weitem wirklich aussieht, als sei es eine Stadt, eine schöne, leuchtende Stadt auf dem Sande am Fuss der malvenfarbigen Berge von Hedschas.

Das Meer spiegelt die unerhörten, übernatürlichen Blaus — von Violett bis Türkis.

Kaum hat der Anker den Boden berührt, da sind schon die Sambuks da. Sobald sich nur ein Rauchstreifen am Horizont zeigt, stürzt schon ein Bienenschwarm dieser kleinen Boote vom Ufer her darauf los. Mit ihren grossen, dreieckigen Segeln durchschneiden sie die Luft, und ihr schmales, spitz auslaufendes Vordersteven spaltet das Wasser, wie fliegende Schwalben gleiten sie über die Korallenbänke und streifen kaum das Meer in den engen Durchfahrten.

Nichts ist so schön wie ein Sambuk, wenn es wie eine aufblühende Blume sein Segel entfaltet.

Um die Schiffe herum ziehen sie mit ihrem einzigen, hochragenden Mast, eine Art von Gerüst aus Holz, ein Gerüst, das in ständiger Bewegung ist und mit den Wellen vibriert.

Schon lange haben die Pilger ihr Gepäck an Deck geschafft. Sie warten, von der Ungeduld ergriffen, endlich dieses Stück Erde zu betreten, dem ihre Gebete schon ihre Grüsse entgegenriefen.»

Tief unten floss der Jumna, rasch und klar, darüber drohte vor-springend der Fels.

Hügel, dunkel von Wäldern und zernarbt von Bächen, drängten sich rings.

Govinda, der grosse Lehrer der Sikhs, sass auf dem Felsen und las in Schriften, als Ragunath, sein Schüler, stolz auf seinen Reichtum, kam und sich vor ihm neigte und sprach: «Ich habe mein armes Geschenk gebracht, unwürdig Deiner Annahme.»

So sprechend breitete er vor dem Lehrer ein Paar goldener Spangen, geziert mit köstlichen Steinen.

Der Meister hob eine davon auf, wirbelte sie um seinen Finger, und die Diamanten schossen Pfeile von Licht.

Plötzlich glitt sie aus seiner Hand und rollte die Böschung hinab in das Wasser.

«Wehe!» schrie Ragunath und sprang in den Strom.

Der Lehrer heftete seine Augen auf sein Buch, und das Wasser hielt, was es stahl und ging seinen Weg.

Das Tageslicht schwand, als Ragunath zu dem Lehrer zurückkehrte, müde und triefend.

Er keuchte und sagte: «Ich kann sie noch wiederfinden, wenn Du mir zeigst, wo sie fiel.»

Der Lehrer hob die übrig gebliebene Spange auf, warf sie ins Wasser und sagte: «Sie ist dort.»

Rabindranath Tagore.

Pestverordnungen im alten Luzern

Von Dr. Franz Schnyder

Das Pestlazarett. (16. Jahrhundert.)

Nach dem Beispiele von Konstanz, das schon 1591 Luzern die Mitteilung machte, es habe «ausserhalb der Stadt ein schön und grosses Lazarett oder Pestilenzhus ganz lustig erbaut und syn Ordnung dazu gesetzt», befasste sich auch der Rat von Luzern mit der Erstellung eines solchen «Siechenhauses» für Pestkranke. Als geeignet dazu hielt Cysat das damals verwaiste Beginenkloster St. Anna im Bruch und machte 1594 dem Rat diesbezügliche Vorschläge, ausgehend von folgenden Erwägungen:

1. Das Gebäude sei für ein Lazarett sehr bekömmlich, da es mit geringem Kostenaufwand wieder hergestellt werden könne, ferner seien dort schon vorhanden eine Kirche, zwei grosse Stuben, die eine für Schwerkranke, die andere für Genesende, ebenso ein Saal, worin sich die Kranken mit Spazieren ergehen könnten, wie auch ein Stüblein mit Nebenkammer für das Pflegepersonal. Die Oekonomiegebäude und der Garten beständen auch und seien je nach Bedarf herzurichten.

2. In gesunden Zeiten könnte das Gebäude zur Beherbergung der von Almosen lebenden Armen Verwendung finden.

3. Das Lazarett wäre bestimmt für diejenigen Bürger- und Handwerksleute, denen eine Absonderung im eigenen Hause unmöglich, ferner für deren Diensten und Gesinde, besonders aber für die Armen, die von den Almosenherren ihres Quartiers dorthin verbracht werden müssten. Die Begüterten hätten sich in solchen Zeiten selbst in ihren geräumigen Häusern in oder ausser der Stadt abzusondern.

4. Als Pflegepersonal würden von den Almosenherren besonders geeignete Personen bestimmt, deren Unterweisung in Pflege und Anwendung der Arzneien und Preservationen durch den Stadtphysikus oder weltliche und geistliche Verordnete und deren Entlohnung durch den Spital- oder allgemeinen Nutzfonds zu erfolgen hätte.

(Fortsetzung übernächste Seite.)

5. Das Pflegepersonal dürfte das Lazarethhaus nicht verlassen. Nötige Mitteilungen wären nur durch das Fenster gestattet. In der Nacht sollten dringende Angelegenheiten durch Anklopfen am Stadttor dem Torwart bekanntgegeben werden.

Zur Ausführung dieses Vorschlags aber kam es erst 1596. Am 17. Oktober, als die Pest in der Nachbarschaft grassierte und bereits auch schon in die Stadt eingedrungen war, beschloss der Rat, das St. Annakloster im Steinbruch, das schon jahrelang unbewohnt und baufällig geworden war, auf Staatskosten wieder herzustellen und als Pestkrankenhaus einzurichten. Fremde Arme, zugewanderte pestkranke Handwerksgesellen, denen weder bei Meistern, Wirten noch Bürgern Herberge gewährt würde, ferner alle Armen, für die das Spital keinen Platz mehr hätte, und alles Gesinde der Bürger sollen darin untergebracht werden, um die Stadt vor weiterer Ansteckung zu bewahren.

Der ehemalige Klostergarten wird zur Begräbnisstätte aller Pestleichen aus dem Lazarett, dem Spital und deren Nachbarschaft.

Nach Einwilligung des Barfüsserprovinzials, um dessen Zugeständnis angehalten werden musste, weil die vorher dort wohnenden Schwestern oder Beginen dem Barfüsserorden angehörten, und nach Bestätigung durch den päpstlichen Legaten wurden die Klostergebäulichkeiten ihrer Bestimmung als Lazarett am 11. November 1596 übergeben.

Die Pestprophylaxe des 17. und 18. Jahrhunderts.

Während bei der Pestprophylaxe der früheren Jahrhunderte allgemeine hygienische und persönliche Verhaltensmassregeln im Vordergrund standen, umfassen die Verordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts hauptsächlich Massnahmen in bezug auf Handel und Verkehr.

Die immer mehr und mehr sich durchdringende Anschauung der Aerzte, die Aetiologie (Lehre von den Krankheitsursachen) der Pest beruhe nicht, wie bisher angenommen, auf einer Vergiftung der Luft, sondern auf der direkten Uebertragung durch Menschen oder lebende und tote Ware, führte zu dieser Umstellung der prophylaktischen Massnahmen. Ein eifriger Befürworter dieser neuen Richtung scheint Dr. Georgius Garnerus, Stadtarzt zu Ensisheim im Elsass und Leibarzt der österreichischen Fürsten, gewesen zu sein. In seiner Pestabhandlung, von welcher Cysat im Pestbuch einen kurzen Auszug wiedergibt, schreibt er einleitend: «Er wie auch andere Medici concludieren stark, dass der Luft diser Zyt unverändert vnd für nit vergriffen, sondern ein accidentalische pestis sive, vnd dz Contagium allein durch das Commertium vnd Mangel scharpffen Uffsehens yngebracht werde.»

Die nunmehrigen Pestverordnungen befassen sich daher in der Hauptsache mit dem Personen- und Warenverkehr, wobei die früheren Massnahmen aber nicht etwa beiseite geschoben, sondern im Gegenteil, je nach Bedürfnis und Gelegenheit, noch ergänzt und verbessert werden.

Massnahmen innerhalb der Stadt.

Die Pestverordnung von 1580 wurde erneuert, das Pestbüchlein von 1594 in neuer Auflage gedruckt und zugestellt:

1. Allen Chorherren und Kaplänen im Hof;
2. dem Leutpriester und seinen Helfern;
3. den HH. Capuzinern, Jesuiten und Barfüssern, je ein paar;
4. den Frauenklöstern Rathausen und Eschenbach, je eine Anzahl;
5. allen Pfarrherren in der Umgebung Luzerns, die dem Vierwaldstätterkapitel angehören;
6. den drei Dekanen der Ruralkapitel Willisau, Sursee und Luzern;
7. allen Mitgliedern des Kleinen und Grossen Rates.

Jedem Büchlein wurde noch eine besondere schriftliche Instruktion beigelegt.

Die früheren Verordnungen wurden ergänzt, indem von nun an in der Stadt alle Plätze und Gassen drei- bis viermal wöchentlich gereinigt werden mussten.

Den Fischern wurde das Aufhängen von Garnen und Netzen auf der Hofbrücke verboten.

Hanf und «Reitstengel» durften weder in den Häusern noch in den Gassen liegen gelassen, sondern mussten in die Reuss geworfen werden.

Herrenlose Hunde wurden nicht geduldet, da sie die Sucht von einem Hause in das andere tragen.

Im Winter durfte nicht zu früh und zu stark, sondern nur «langsam und sittig» geheizt werden.

Stets hatten zwei Herbergen oder sonstige Behausungen bereitzustehen, die eine für Krankheitsverdächtige innerhalb, die andere für wirklich Pestkranke ausserhalb der Stadt.

Auch musste die Stadt immer mit genügend Getreide versorgt sein, da diese Krankheit nach der Ansicht Galens und anderer Medici auch durch Mangel an Nahrungsmitteln entstehe.

Zum Kochen und Trinken durfte nur gutes, frisches Wasser Verwendung finden.

Die Abhaltung von Jahrmärkten, Kirchweihen und Versammlungen und der Besuch öffentlicher Wasserbäder und Badstuben waren untersagt.

Alle Gräber im Hof und zu Barfüssern waren mit der Jahreszahl des Begräbnisses zu versehen.

Die Toten mussten auf ehrbarere Weise als bis anhin, d. h. durch Vortragen eines Kreuzes, zu Grabe geleitet werden. Zur Vermeidung schlechten Geruches war der Kirchhof im Bruch durch den Baumeister besser zu decken und zu erhöhen.

Mikroskopisches Zeichnen Dr. Hans A. Kreis

1. Einleitung.

Schon in früher Vorzeit hat sich beim Menschen die Eigenschaft entwickelt, alles, was ihn täglich umgibt, abzuformen und abzubilden, neben einer andern, ihm noch angeborenen Eigenschaft, die wir als Eitelkeit bezeichnen. Die Funde aus prähistorischer Zeit lehren uns, dass schon unsere Vorfahren das Bestreben gehabt haben, ihre Körper zu bemalen und zu schmücken, sei es durch Herstellung von Ketten aus durchbohrten Schneckengehäusen oder Muscheln, sei es durch Aneinanderreihen von Zähnen erlegter Tiere. Daneben tritt aber bereits eine kindliche Liebe zu den Naturgebilden zutage, die sich im Zusammentragen von Korallen, versteinerten Schwämmen und Ammoniten äussert. So sind damals die Grundsteine des Sammelns und Erforschens der Naturgebilde gelegt worden.

Verbunden mit der noch primitiven Neugier und dem bereits entwickelten Sinn für die Schönheit der Naturformen finden wir am Ende der letzten grossen Eiszeit die allerersten Anfänge der Kunst und Wissenschaft, die das Menschengeschlecht zu den Beherrschern über die andern lebenden Wesen des Erdballes umbilden. Zahlreiche Funde aus dieser Zeitepoche legen ein beredtes Zeugnis ab vom Anschauungsvermögen unserer Urahnen. Skulpturen und Malereien zeugen davon, dass im vorgeschichtlichen Mensch die Sehnsucht geschlummert hat, das, was ihn umgibt und mit dem er den Kampf ums Dasein zu führen hat, bildlich darzustellen. Mit Recht vergleicht man heute die Kunst der jetzigen niedern Rassen mit der der Eiszeitmenschen und darf wohl als sicherstehend annehmen, dass die farbigen Erden, die in jeder paläolithischen Niederlassung anzutreffen sind, neben der künstlichen Färbung des Körpers, auch zur Herstellung von bildlichen Darstellungen benützt worden sind.

Die berühmtesten Skulpturen und Felsmalereien aus der Epoche der vergangenen Eiszeit sind gegen das Ende des letzten Jahrhunderts durch die Professoren Rivière und Capitan in Paris entdeckt worden, denen es gelungen ist, in den Höhlen des klassischen Vézère-Tales (Dordogne, Südfrankreich) Zeichnungen und Gemälde von Tieren aufzudecken, die durch ihre Grossartigkeit den heutigen Beschauer in Erstaunen setzen. Als erster hat Rivière im Jahre 1895 aus der Grotte von La Mouthe Tierzeichnungen beschrieben, während Lartet unter dem Felsdach von Madeleine treffliche Darstellungen des Mammuts, des mächtigen, langbehaarten Elefanten mit seinen gewaltigen Stosszähnen, gefunden hat. 1901 untersucht Capitan die Höhlen bei Eyzies und veröffentlicht die farbigen Zeichnungen des Wisents auf den Felswänden der Höhle «Font de Gaume». Als Farbstoffe sind Ockererden und Manganharze verwendet worden. Neben den genannten Tieren erkennt man aber auch Renntiere, Steinböcke, Pferde, rinder- und antilopenartige Tiere, wenn auch die Darstellungen des Wisents bei weitem überwiegen. Manche Stücke sind in der Wiedergabe ihrer Bewegung und in der Freiheit des Kopfes wahre Meisterwerke, so dass man für die Höhlen den Ausdruck «Louvre paléolithique» geprägt hat.

Von hier ist es ein langer, mühsamer Weg, den die Entwicklung der künstlerischen Eigenschaften des Menschen genommen hat. Nachdem die Blütezeit der alten Aegypter und Babylonier versunken ist, nachdem die neue Epoche der klassischen Völker — Griechen und Römer — ihren Höhepunkt überschritten haben, rückt in den Wirrnissen der Völkerwanderung die Kunst weit in den Hintergrund, um dann im Mittelalter mit der Darstellung religiöser Motive wieder einen Auftrieb zu erhalten. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, all die Errungenschaften der zeichnerischen und malerischen Betätigungen des Menschen zu beschreiben. Wir haben nur in Kürze zeigen wollen, dass der Mensch schon von Beginn seines Daseins an immer das